

Erziehung und die Weltwirtschaftskrise

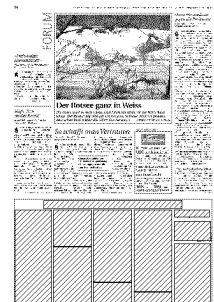
In den Konjunkturprogrammen dieser Tage tritt immer wieder die Frage auf: Soll man Brücken und Strassen bauen oder Schulen anstreichen und die Entlassung von Lehrern verhindern? In grossen Programmen wie denen der USA und Deutschlands ist ein Fünftel bis ein Sechstel der Ausgaben für Erziehung und Schulen reserviert. Ist das ein ökonomischer Stimulus? In den USA haben sich viele Republikaner verweigert, weil sie das nicht glaubten.

Man könnte sich in Japan umsehen. Dort gab es Ende der Achtzigerjahre eine grosse Krise, auch diese durch einen Boom von Haus- und Grundstückspreisen und ein anschliessendes Platzen dieser Spekulationsblase verursacht. Fast 15 Jahre lang hat Japan Konjunkturprogramme aufgelegt, mittels dieser die öffentliche Verschuldung auf den Weltrekord von 180 Prozent des Bruttosozialprodukts getrieben (50–60 Prozent wären noch ein vertretbarer Wert) und dennoch nur für kurze Zeit am Anfang unseres Jahrzehnts eine kurze Rückkehr der Prosperität erlebt. Einer der Gründe, warum die Programme nicht funktioniert haben, scheint zu sein, dass ein Land, das schon vorher reichlich mit öffentlichen Infrastrukturen ausgestattet war, zu viele Brücken und Flughäfen gebaut hat, über die dann niemand fuhr und auf denen kein Flugzeug landete. Es braucht offensichtlich Folgeeffekte. Eine japanische Studie hat gezeigt, dass 1 Milliarde Yen, die in Infrastrukturen investiert wurde, ein zusätzliches Wachstum von 1,34 Milliarden bescherte; gab man das Geld für Erziehung und Schulen aus, waren es 1,74 Milliarden.

Erziehung scheint Vorteile zu haben. Ein gutes Argument dafür findet sich in einem gerade erschienenen Buch «The Race between Education and Technology» (2008) von zwei Ökonomen aus Harvard, Claudia Goldin und Lawrence F. Katz. Die beiden betrachten das «amerikanische Jahrhundert», jenes 20.

Jahrhundert, in dem am Anfang die USA zur führenden Wirtschaftsmacht wurden und in dem sie diese Stellung bis ans Ende behaupten konnten. Was dahintersteckt, ist nicht zuerst die amerikanische Universität in ihrer nach dem Ersten Weltkrieg erlangten Weltbedeutsamkeit; viel wichtiger ist zunächst einmal die «High School», also die Sekundarschule. Von 1890 bis 1970 steigt der Anteil in der Gruppe der 17-Jährigen, der einen High-School-Abschluss erlangt, kontinuierlich von zirka 3 auf 80 Prozent. Beeindruckend ist die Stabilität dieses Wachstumsprozesses, der im Lauf des 20. Jahrhunderts immer weiter in die zwei- und dann vierjährige Collegausbildung hineinreicht. Achtzig Jahre lang wächst alle zehn Jahre die durchschnittliche Länge des Schul- und des Hochschulbesuches eines jungen Amerikaners um genau 0,8 Jahre. Anfangs sind es 7,5 Jahre; am Ende der Periode durchschnittlich 14 Jahre.

Ökonomisch bedeutsam ist, dass zu jedem Zeitpunkt die meisten dieser immer besser ausgebildeten jungen Amerikaner eine ihrer Ausbildung entsprechende Beschäftigung fanden, also auf kontinuierlich wachsende Einkommen rechnen konnten. Jede Gruppe, jeweils zehn Jahre später, war nicht nur länger in der Schule gewesen, sondern erzielte ein Einkommen, das diesen Schulbesuch belohnte. Schneller technologischer Wandel, immer mehr technische Innovationen waren die Voraussetzungen dafür, dass die Arbeitsplätze verfügbar wurden, die die immer besser ausgebildeten Schul- und Hochschulabsolventen benötigten. Dies ist das «Rennen» zwischen Technologie und Erziehung, das im Titel des Buches von Goldin und Katz auftaucht. Und in diesen achtzig Jahren «gewinnt» die Erziehung dieses Rennen, weil sie noch schneller wächst als die technologischen Fortschritte in Industrie und Dienstleistungen. Das hat die interessante Folge, dass die Generationen mit immer umfangreicherem Schulbesuch zwar auf eine Prämie für diesen Schulbesuch rechnen können, diese Prämie aber



langsamer wächst als der Schulbesuch, was dazu führt, dass die ökonomische Ungleichheit in den USA in diesen achtzig Jahren langsam und ziemlich kontinuierlich abnimmt.

Während in all diesen Jahrzehnten die USA einen bedeutenden Abstand zwischen sich und andere, ihrerseits reiche Länder, legen konnten, geht spätestens seit 1970 etwas schief. Die Dauer des Schul- und Collegebesuchs stagniert oder wächst nur noch sehr langsam (in den 25 Jahren von 1975 bis 2000 um 0,5 Jahre). Eine Reihe von Ländern überholen die Vereinigten Staaten in den Erziehungsanstrengungen und -erfolgen. Zwar besuchen zunehmend viele junge Amerikaner das College; aber viele schliessen es nicht mehr ab, sodass das Land, das im ganzen 20. Jahrhundert immer am meisten Collegeabsolventen hervorbrachte, heute in der OECD auf dem 13. Platz liegt. Der Ausgang des «Rennens» von Technologie und Erziehung hat sich umgekehrt. Der technologische Fortschritt ist immer noch sehr schnell; aber die Erziehung produziert nicht mehr genug Absolventen. Das hat vor allem die dramatische Konsequenz, dass nach 1970 die Prämie für die jetzt zu wenigen gut ausgebildeten Absolventen enorm stieg, und dies ist die hauptsächliche Ursache für den extremen Anstieg ökonomischer Ungleichheit, der die USA in den letzten vierzig Jahren zu dem am stärksten von Ungleichheit geprägten wohlhabenden Land der Welt gemacht haben. Die Technologie hat gewissermassen das Rennen gewonnen; mit erheblichen sozialen Verwerfungen, die sich daraus

ergeben.

Die Konsequenzen für Konjunkturprogramme liegen auf der Hand. Für vielfältige Massnahmen der Qualitätsverbesserung und der Ausweitung der Erziehung scheint es sehr gute Argumente zu geben, so weit es sich

ANSICHTEN

Von Rudolf
Stichweh, Luzern



um Massnahmen handelt, die tatsächlich die Qualität der Ausbildung des Einzelnen verbessern. Der neue Anstrich der Schule ist unter diesem Gesichtspunkt zu prüfen. Was Erziehung aber eigentlich ist, bleibt damit noch ungeklärt. Wenn sie etwas ist, was uns erlaubt, die Realität unter immer neuen und zunehmend vielfältigen Blickwinkeln zu prüfen, könnte auch dies ein Argument in einer Weltwirtschaftskrise sein. Dass diese Vervielfältigung der Beobachtungsperspektiven dafür wichtig ist, dass wir uns in einer Krise immer neu erfinden und uns neue Umstände zu eigen machen können.

Rudolf Stichweh lehrt Soziologie an der Universität Luzern. Arbeitsgebiete sind die Theorie der Weltgesellschaft, die Theorie der soziokulturellen Evolution und die Entwicklung der Wissenschaft und der Universitäten. Er äussert hier seine freie Meinung. Diese muss nicht mit derjenigen der Redaktion übereinstimmen.